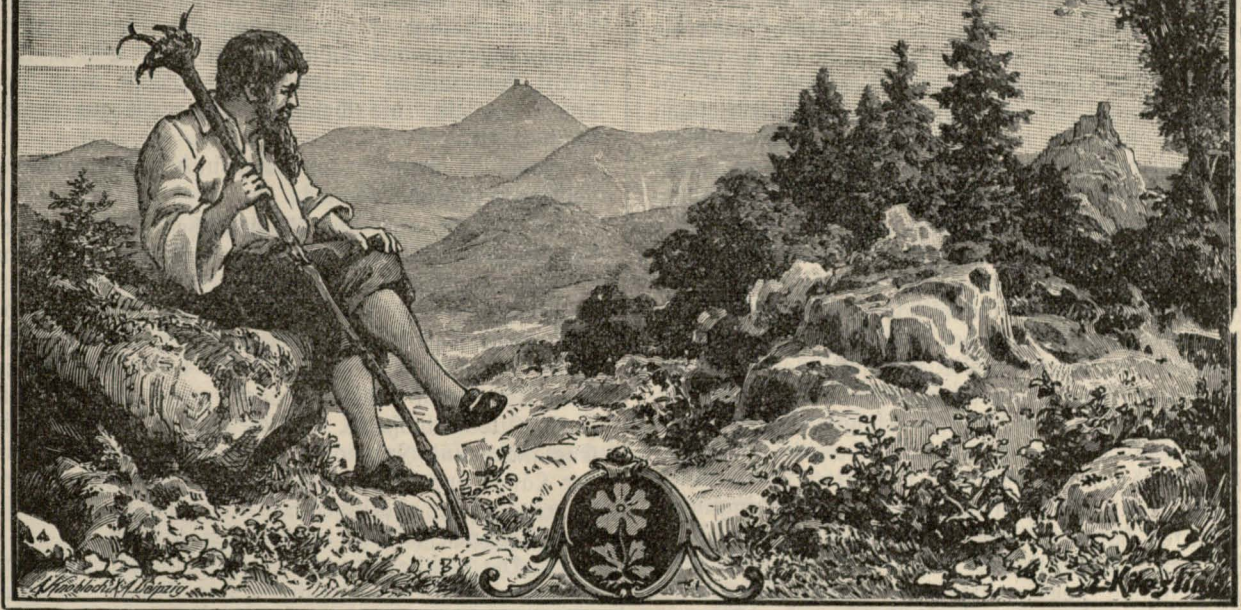


Der Wanderer im Riesengebirge.



Beitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 1.

Erscheint in monatlichen Nummern.

36. Jahrg.

Tausende Nr. 399.

Hirschberg, den 1. Januar 1916.

Band XV.

- | | | |
|--|--|--|
| 1. Dr. Baer (Hirschberg): Zum neuen Jahr 1916. | 4. R. Mühlhausen, Pfarrer, (Leipzig): Die Ritter vom Ruchlach. | 8. Hugo Adam, Geh. Sanitätsrat, (Friedeberg): Der Winter im Flinsberger Tal. |
| 2. Nafe, Professor, (Hirschberg): Hellespont und Bosphorus. (Schluß.) | 5. Valerius Stedler (Hirschberg): Die Romantik des Riesengebirges. | 9. Ortsgruppe Stettin. |
| 3. Dr. Rosenberg, Professor, (Hirschberg): Vom Gebirge und seinem Verein. (Ohrenberg †. Theodor Donat. Heinrich Löschke. Das Grünchen. feren vom Jch.) | 6. Neuhaus, Baurat, (Friedersdorf bei Lauban): Rübezahl. | 10. Kämmerer Welkert in Herrnstadt. |
| | 7. Fedor Sommer (Striegau): Hugust Friedrich Krause: Der fluch der Materne Gertrud. Roman. | 11. Frau von Haugwitz auf Beerberg †. |
| | | 12. Frau Uhlmann geb. von Erichsen †. |

1916.

Wir treten in das neue Jahr
Mit aufgehobnen Händen:
Herr! — sende Deiner Engel Schaar
Den bösen Krieg zu enden!

Doch eher nicht, als bis die Macht
Der Feinde ist bezwungen,
Und bis in der Entscheidungsschlacht
Ihr giftig Schwert zersprungen!

Doch eher nicht, als bis ihr Lug
Und Trug in Nichts zerronnen,
Bis unser Recht den Siegeszug
Durch alle Welt begonnen!

Dann aber, wenn am Boden liegt
Die ganze Räuberbande,
Und frei die deutsche Flagge fliegt
Weit über Meer und Lande,

Dann woll'n beim Glocken-Festgetön
Wir unsre Sieger kränzen,
Dann soll'n von unsrer Berge Höhn
Die Freudenfeuer glänzen!

Hirschberg.

Dr. Baer.

Hellespont und Bosphorus.

Von Professor Nafe, Hirschberg.
(Von der Zensur nicht beanstandet.)
(Schluß.)

III. Die Befestigungen der Meeresstraßen.

Die Türken haben nun auch ihrerseits von jeher gewußt, welche Sehnsucht zuerst Venedig, dann später Rußland, England und wegen seiner Orientpolitik auch Frankreich — man denke nur an den berühmtesten Schutz der „Missionen“ — nach der Herrschaft über die Meeresstraßen erfüllte, und eingesehen, daß nur eine genügend starke Befestigung und Besetzung dieses Gebiets den Eroberungsgelüsten erfolgreichen Widerstand leisten könne, daß auf rein diplomatischem Wege aber ein sicherer, ungestörter Besitz nicht zu erreichen sei.

Schon Muhammed II. ließ daher wenige Jahre nach der Eroberung Konstantinopels an der engsten Stelle der Dardanellen südlich von Nigara die beiden „Alten Schlösser“ Kilid-Bahr (d. h. Meerestriegel) auf der Halbinsel Gallipoli und Tchanak-Kalesi (d. h. Topfburg) beim heutigen Sultaniye, einer Stadt von etwa 8000 Einwohnern, auf der asiatischen Seite erbauen, weil er wußte, daß gegen ihn ein Kreuzzug geplant war, in dem die Venezianer ihre

verlorenen Besitzungen wiedergewinnen wollten. Als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Inselstadt wieder in einem langwierigen Kampfe gegen die Osmanen lag, errichtete der tüchtige Großwesir Achmed Köprülü unter Mahmud IV. um 1658 am Ägäischen Ausgange der Meeresstraße die beiden „Neuen Schlösser“ Seddil-Bahr (d. h. Kastell am Meer) in Europa und Kum-Kalessi (d. h. Sand-schloß), in Troas. Die Werke waren mit riesigen Kanonen bestückt, den sogenannten „Kammerliks“, die zuerst fest in ihre Stellungen eingemauert waren und daher nur nach einer Richtung schießen konnten. Am Propontischen Ausgange wurde noch eine dritte Befestigungsgruppe angelegt. In der späteren Zeit erfolgten zahlreiche An- und Umbauten der vorübergehend arg vernachlässigten Burgen, aber auch diese teilten das Schicksal der älteren Werke. Während Moltke in der Türkei weilte, war fast alles verfallen und unbrauchbar, Mauern und Wälle wie Geschütze. Eine moderne Instandsetzung erfolgte erst nach dem Krimkriege, als die gezogenen schweren Schiffsgeschütze und die mit Dampf bewegten Panzerschiffe für den See- und Küstenkrieg ganz andere Bedingungen geschaffen hatten. Unter der Regierung von Abdul Asis baute während der Jahre 1864 bis etwa 1877 der englische Festungsingenieur Henry Bulwer die Dardanellenbefestigungen vollständig um. In wie weit dann nach 1892 die eingehenden Pläne für noch stärkeren Ausbau der Sperrn, die Brialmont, der Schöpfer der Festungsanlagen von Lüttich und Antwerpen, ausgearbeitet hatte, wirklich ausgeführt sind, entzieht sich im einzelnen der allgemeinen Kenntnis. Sicher ist, daß nach 1900 und besonders in der allerjüngsten Zeit nach dem letzten Balkankriege von 1912/13 zahlreiche Werke neu entstanden sind, neben Erdschanzen Sorts aus Beton und Panzerplatten, möglichst im Gelände maskiert. Eine Linie ist mehr landeinwärts hinter den ersten längs der Küste ziehenden Hügelreihen eingebaut, weil die inneren Ketten höher sind und das Gelände weithin beherrschen, und weil die Bergänge- und Kuppen unmittelbar am Meere den feindlichen Schiffsgeschützen zu sehr ausgesetzt sind. Daher ist es den Engländern z. B. möglich geworden, einen schmalen Landstreifen am Golfe von Saros in der Umgebung der Strandlagune von Suwla zu besetzen, während die Türken die Höhen um Anaforta halten; sie haben auch an der Südwestspitze von Gallipoli landen können, nicht aber die Berge um Krithia bisher zu nehmen vermocht. Die Mehrzahl der Geschütze stammt von Krupp. Der Übelstand, daß die Einzelheiten der Befestigungen und Armierungen hier wie am Bosphorus den Belgiern und vor allem den Engländern, die das türkische Marinewesen bis 1914 „reorganisierten“, genau bekannt geworden sind, hat jetzt zum großen Teil beseitigt werden können. Unter der deutschen Leitung sind vielfach neue Werke angelegt worden, deren Lage natürlich geheim gehalten wird, die alten, unmodernen dienen z. T. nur als täuschende Maske. Die Bergstellungen haben starke Vermehrung erhalten; am Küstenfaume wie im Binnenlande hat man gute Verkehrswege, Feldbahnen u. a. geschaffen, die eine schnelle Bewegung

und Verschiebung von Truppen und Artillerie gestatten. Die beweglichen, bald hier, bald dort auftauchenden, kaum je zu treffenden, aber selbst dafür umso besser zielenden schweren Batterien der Türken haben den Angreifern schon so manchen schweren Schaden zugefügt. Es kommt noch zu unseren Gunsten hinzu, daß von den Landstellungen aus alle in Betracht kommenden Zielpunkte der Lage nach genau festgestellt, die Geschütze also meist gut eingeschossen sind.

Solgende Gruppen kann man in den Dardanellenstellungen unterscheiden:

1. Die Gruppe am südwestlichen Eingange bei den „Neuen Schlössern“. Die hier befindlichen älteren Anlagen wurden in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und wohl auch noch später mit Erdwerken (Ertogrul u. a.) verstärkt. Hier liegen die Sorts Seddil-Bahr und At-Tabia beim Vorgebirge Tefe Burun und östlich von dem ersten Eski-Hissarlık (d. h. Alter Schloßort). In dieser Gegend haben die Engländer und Franzosen bisher ihre Stellungen in der Länge und Breite von einigen Kilometern halten können, auf der asiatischen Seite aber, bei Kum-Kalessi, ihre Truppen wieder zurückziehen müssen.

2. Die nächste Gruppe liegt am südlichen Anfang der meridionalen Mittelstrecke der Straße bei ihrer ersten Verengerung durch die von Asien her vorspringende Kefer Spitze. Ein Sort steht an dem Kap selbst, ein zweites dicht südlich davon bei der Trümmerstätte des alten Dardanos, ein drittes am europäischen Gegengestade.

3. Die dritte, die Hauptgruppe, auf deren Ausbau auch Brialmont den Hauptwert gelegt hat, zieht sich längs beider Ufer des Mittelstückes auf der asiatischen Seite sechs, auf der geschweiften Küste der Halbinsel zehn Kilometer weit hin. Die Werke beginnen auf der letzten bei Kilid-Bahr mit der starken Befestigung von Namazigije und setzen sich mit den Sorts Degirmen-Burun, Tscham-Kalessi, Mados an der Kiliabucht bis Boghalü-Tabia, gegenüber von Nogara, fort. In Troas reihen sich von Norden nach Süden die Werke von Sultanije, Medjidije, Köse-Kale wie die älteren und neueren Anlagen bei Nogara.

4. Nahe am Ausgange der Straße gegen die Marmaro die Sorts von Gallipoli.

Über die in der jüngsten Zeit erfolgten, wahrscheinlich sehr umfangreichen Verstärkungen und Vermehrungen aller dieser festen Stellungen sind naturgemäß nähere Angaben unmöglich. Die Gesamtarmierung der Dardanellen schätzte man schon vor Jahren auf etwa 800 Geschütze. Untereinander sind die Werke durch Telegraph und Telephon, die beiden Ufer durch Seekabel verbunden.

Die Fahrstraße selbst wird durch zahlreiche Minensperren geschützt, indessen ist es mitunter doch feindlichen Unterseebooten geglückt, sie zu durchbrechen.

Da die Hauptströmung nach dem Ägäischen Meere hin geht, ist das Eindringen feindlicher Schwimminen nicht wahrscheinlich; inwiefern die verwickelten Strömungsverhältnisse die Fahrt der Unterseeboote unter Wasser infolge des starken Widerstandes, den

sie untergetaucht gegen die Stromrichtung finden müssen, zu beeinflussen vermögen, läßt sich nicht sagen.

Abseits der Dardanellenküste hatte die Halbinsel Gallipoli noch Strandgeschütze gegenüber der Insel Imbros wie am Golf von Saros und Befestigungen an dem Isthmus von Bulair aufzuweisen. Hier warfen 1854 während des Krimkrieges die Türken einen Erdwall auf, der sich quer über die Enge spannte. Auch diese Linie scheint jetzt wieder in Stand gesetzt, verstärkt und mit schweren Geschützen armiert zu sein. So bildet mit den Anlagen auf den inneren Höhen und den ausgedehnten Feldbefestigungen die gesamte Halbinsel eine große, durch alle Mittel moderner Kriegstechnik geschützte See- und Landfestung, die bisher gegen neun Monate allen feindlichen Angriffen standhielt.

An den Küsten der Marmara selbst, abseits der Meeresstraßen, sind größere Befestigungsanlagen, soweit bekannt, nur w. und ö. von Rodosto erbaut (je zwei Sorts.)

Wie der Hellespont hauptsächlich geschützt ist gegen einen Angriff vom Ägäischen Meere her, so der Bosphorus gegen einen vom Pontus her kommenden Feind. Auch hier stammen die ältesten Anlagen, wie die verwitterten Türme bei Anadolihissar und Rumelihissar noch aus dem Anfange der Türkenherrschaft, einzelne Reste sogar noch aus der byzantinischen Zeit. Dazwischen liegen jüngere Bauten bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Die ersten modernen Befestigungen wurden nach dem Krimkrieg in den 60er und 70er Jahren errichtet. Ihnen folgten die mit schweren Kruppschen Geschützen versehenen Werke aus dem Ausgang des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts, endlich die meist versteckten Anlagen der Gegenwart aus Eisenbeton und Erdschüttungen.

Man kann, abgesehen von der letzten Klasse, über die Mitteilungen genauerer Art natürlich nicht in die Öffentlichkeit gelangt sind, fünf Gruppen von Verteidigungswerken am Bosphorus unterscheiden:

1. Rechts und links vom Eingange am Pontus die von Kistsir Kaja und Kilia am Rumelischen Ufer, am asiatischen die Sorts von Riva, die indes wenig widerstandsfähig waren.

2. Eine Doppelreihe von Befestigungen beiderseits längs des trichterförmigen Mündungsstückes der Straße. (Wasserbreite 3—1,1 km). Sie bildet die Vorhutstellung bestehend aus den europäischen Werken: Rumeli-Sener und Batterie, Papazburnubatterie, Garibdiabatterie, Böjüklimanbatterie. Ihnen gegenüber in Asien liegen: Die Sorts von Jum Burnu und Anadolih-Sener, Poirasbatterie, Silburnabefestigungen.

3. Die Hauptstellung bei den beiden Kawaß und der Bucht von Böjükdere mit mehreren Hundert Geschützen. Die wichtigsten Werke in Rumelien sind: Die Mawromofus-, Sirataşch-, Rumili-Kawaß und Telli-Batterien, wie die Sorts und Batterien bei Böjükdere. Ihnen gegenüber sind erbaut die Batterien von Anadolih-Kawaß, von Madjar-Kaleffi am Fuße des 195 m hohen Riesenberges und von Selvi Burun. (Meeresbreite 1,5 bis 0,8 km)

4. Die vierte Gruppe, die als Reservestellung angesehen werden kann, zieht sich südlich von Tharapia und an der gegenüberliegenden Beikosbucht hin. Sie besteht aus den Werken bei Kiretsch-Burnu und Tharapia wie aus einem Sort im Süden der Beikosbucht.

Diese beiden Gruppen sind am stärksten ausgehaut und für die Verteidigung sehr günstig gelegen, weil wegen der Krümmungen der beiden Küsten feindliche Schiffe von fast allen Seiten her unter wirksames Feuer genommen werden können.

5. Im südlichen Teile des Bosphorus die Sorts von Rumili-Hissar, Anadolihissar und Beglerbeg. Im ganzen lagen schon vor dem jetzigen Kriege über 40 Werke mit vielen Hunderten schwerer Geschütze zu beiden Seiten des Bosphorus.

Gegen einen Seeangriff von der Marmara her war früher die Hauptstadt nicht geschützt; abgesehen von der Salutbatterie bei Topchane waren nur etwas westlich vom Südende der Stadtmauer auf den Höhen über Matritiöj zwei Sorts erbaut. Jetzt werden wohl auch diese Anlagen verstärkt sein.

Die Fahrstraße im Bosphorus selbst ist ähnlich wie die im Hellespont durch ausgedehnte Minenfelder gesichert.

Nach den Erfahrungen im letzten russisch-türkischen und besonders noch im Balkankriege 1912/13 haben sich nun die osmanischen Strategen auch besser wie früher gegen einen Angriff von den beiden Landseiten her zu sichern gesucht, vornehmlich gegen ein von Thrakien aus anrückendes Heer.

Auf der asiatischen Seite kommt für die Verteidigung gegen einen vom Pontus her eindringenden Feind vor allem das nach Nordwesten gerichtete, steilwandige Rivatal in Betracht. Obgleich dieser Abschnitt nach der Meinung des Marschalls v. d. Goltz eine sehr große strategische Bedeutung besitzt, war bei Beginn des Krieges anscheinend für seine Verteidigung abgesehen von den beiden Sorts an und nördlich der Rivamündung nichts Besonderes geschehen. Gegen einen Angriff von der Marmara her war der Ausbau einer bogenförmig verlaufenden Befestigungslinie geplant. Sie sollte bei Anadolihissar beginnen, den Ort Dodulu (etwa 12 km landeinwärts von Stutari gelegen) mit ihrem Scheitel berühren und bei Kartal, südöstlich von Kadi-Kidj, die Küste der Marmara gegenüber von den Prinzeninseln erreichen. Ob diese Linie jetzt gebaut ist, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis. Das Gelände ist hier für die Verteidigung Stutaris sehr günstig; zahlreiche, tief eingeschnittene Wasserläufe, schluchtartige Täler und dichtes Gestrüpp auf den dazwischen sich erhebenden Höhen würden ein feindliches Vordringen ungemein erschweren.

Die europäische Seite der Hauptstadt soll durch folgende vier Abschnitte geschützt werden:

1. Durch die aus dem letzten Balkankriege allgemein bekannt gewordene Tschataldşcha-Linie. Sie besteht aus einer mehrfachen Reihe stark ausgebauter Sorts und verläuft in einer Entfernung von 30 bis 45 km landeinwärts des Bosphorus ziemlich geradlinig von einem langgestreckten Strandsee an der Marmaraküste bis zu der Lagune von Karaburun

am Pontus. Sie soll den Gegner aufhalten, der von der Thrakischen Landseite her vorrücken will. *)

2. Eine vor dem Kriege erst geplante Linie auf den Höhenrücken dicht über der Pontischen Küste zwischen Karaburun und Kumili-Sener zur Abwehr eines russischen Flottenangriffes. Sie ist deswegen von besonderer Bedeutung, weil die Westhälfte dieser Strecke günstige Strandverhältnisse für eine Landung aufweist, im Gegensatz zu den steilen unwegsamen Küste weiter im Osten zu beiden Seiten des Bosporus. Zudem sollen diese Küstenbefestigungen längs des Pontus eine Rückendeckung für die nördlichen Bosporusforts bilden.

3. Eine stark gekrümmte Linie, die 12 km von der Hauptstadt bei San Stefano an der Marmara beginnt, bei Böjü-Dehband und Pyrgos gegen 20 km landeinwärts ihren Scheitel liegen hat und in der Nähe von Rumili-Hissar sich dem Bosporus nähert.

4. Die vierte Linie verläuft rechtwinklig gebogen, wenige Kilometer vor den Toren Konstantinopels von Matrikiöj an der Marmara bis Ali-Beykiöj nördlich vom Tal des Süßen Wassers.

Die beiden letzten Gürtel wurden 3. T. schon während des Krieges 1877/8 gegen die vordringenden Russen errichtet, waren indes vor dem jetzigen Kriege nicht ordnungsgemäß ausgebaut, sodaß sie keinen großen militärischen Wert mehr hatten. Vermutlich sind sie aber jetzt völlig in Stand gesetzt, ebenso wie die beiden ersten Zonen, sodaß die Rumelische Halbinsel gleich der von Gallipoli ein großes, allseitig geschlossenes Festungssystem bildet, das im Verein mit den asiatischen Werken die Hauptstadt vollkommen schützt und den englisch-russischen Eroberungsplänen einen unüberwindlichen Damm entgegensetzt.

Mit welchem politischen Scharfblick beurteilte der in dieser Beziehung noch immer verkannte Goethe schon vor einem Jahrhundert die Wichtigkeit der Meerenge, als er sagte, es sei unmöglich die Türken aus Europa zu vertreiben, ohne einen Weltbrand zu entfachen; man könne sie nur einengen, da keine Macht Konstantinopel haben dürfe, ohne Herr der Welt zu sein.

*) Zurzeit ist in der Vierbundspressen vielfach die Rede von einem englisch-französisch-italienischen Vormarsch, der Dedeagatsch (= Großvaterbaum), den einzigen bulgarischen Hafen am Ägäischen Meere, als Ausgangspunkt nehmen und sich gegen Konstantinopel richten soll. Würde es den Feinden gelingen, dort wirklich starke Truppenmassen zu landen, so hätten sie, bevor sie in die Nähe der Tschataldösch-Linie gelangten, die gut ausgebaute Reihe der türkischen Befestigungen am Ostufer des Grenzflusses, der Marişa, zu durchbrechen. Dieser Schutzgürtel beginnt am nordwestlichen Ausgange des Golfes von Saros mit der Festung Enos an der Marişamündung, zieht sich in zahlreichen Forts nordwärts bis zur Festung Dimotika und endet mit dem Hauptbollwerk im Innern der europäischen Türkei, mit Adrianopel, dessen weiterer Fortsbereich sich landeinwärts bis Kir-Kilisse und Lüle-Burgas, den beiden aus dem letzten Balkankriege bekannten Schlachtplätzen, erstreckt.

Dr. Rosenberg, Professor (Hirschberg): **Vom Gebirge und seinem Verein.** Als ob ich es geahnt hätte. — Erst vor kurzem veröffentlichte ich ein Gedicht **Bernhard Ohrensberg's**, ohne gerade dazu durch irgend welche Verhältnisse genötigt zu sein. Ich wollte noch einmal an diesen Sänger unseres Gebirges erinnern und ihn durch die Danbarkeit einer weit späteren Zeit beglücken, ehe sich der liederreiche Mund

für immer schließen würde. Und ich tat gut daran. Noch einmal kamen Dankesworte, mit zitternder Hand geschrieben, und dann die Nachricht, daß er am 25. November dem irdischen Getriebe und seinen jahrelangen Leiden entrückt sei. An der großen Zeit 1870 hatte er als tapferer Streiter teilgenommen. Das Ritterkreuz zierte mit der selteneren Rettungsmedaille seine Brust — den raschen Aufschwung des Riesengebirgsvereins hatte er mit erlebt und in seiner Ortsgruppe Görlitz als Sührender, Begeisterter und darum Begeisterner seit 1908 mitgewirkt — die größere, aber schwerere Zeit von 1914 konnte ihn, da er an die Marken menschlichen Daseins gelangt war, nicht mehr zum Fluge ins alte romantische Land gerufen finden, aber genug hatte er getan, gedichtet und gefühlt, um in den Kreisen, wo man von Freiheit, Natur und Liebe, diesen ewig Dreien, welche echtes Singen entzesseln, dichtet, noch lange nicht vergessen zu werden — und hätten nicht feindliche Kugeln einst dem jungen Vaterlandsverteidiger sich in den Körper geböhrt — wer weiß, ob er nicht ein schöneres, gesünderes Alter gefunden. Denn Mäusenliebhaber, Männer, welche Ideen durchwärmen, die über das ewige Ich hinausdenken, hinaustragen und sich in wahren Herzenstönen wiegen, pflegen die zeitige Friese als ihr Erbgut bis zum höchsten Alter zu besitzen. In Görlitz lebt noch einer von den Alten, **Winkler**, der schon Riesengebirgsvereiner war, ehe es einen solchen Verein gab, der als junger Lehrer die Fremden in das „Jammertal“ rief, sodaß es zu einem herrlichen goldbergenden „Mariental“ wurde, der sich in seinem Eifer um ein Auge brachte und in Schreiberbau, wo er so lange gewirkt und geschaffen hat, ein lebendes Denkmal setzte, und jetzt schon eine mythische Persönlichkeit dort geworden ist. Und auch er schreibt noch, dichtet noch die „Goldfucher im Hergebirge“ (1 M. bei Rotter in Görlitz), eine anerkannt wertvolle Arbeit, die das Kennen der reichen Sagenwelt um die Abendburg herum, dichterisches Können und der damit verbundene Zweck, Gaben für die blind gewordenen unter den Kämpfern für Deutschlands Ehre und Macht zu unterstützen, mich warm empfehlen läßt. Ja, was soll ich erst dazu sagen? **Heinrich Lösch** lebt noch. Einstens war er Lehrer in Krummhübel, damals schon, als es noch Laboranten der alten Schule gegeben gab, als er, selbst ein Laborant, den Teich zu seinem täglichen Spaziergang machte, als er den Gebirgsblumen seinen Morgenbesuch machte und die frischesten auf den Tisch der für das Wohl der Berge beratenden Männer legte, als er „unentwegt“ für New-York eintrat, eine Ortsgruppe, die den tüchtigen Kenner des Gebirges zu ihrem Ehrenmitglied ernannt hatte. Lang, lang ist's her — aber er lebt nicht bloß, nein er erinnert mich auch brieflich daran, daß 25 Jahre verflossen seien, seit Theodor Donat den ehernen Schlummer schlafe, (22. November 1890), er, der nicht ohne Kämpfe und Entsagung den großen Riesengebirgsverein gründete. Ja, wahrlich, wir hätten wohl alle nicht daran gedacht, und wir werden auch jetzt wohl den Manen Donats nur ein Andenken flüchtiger Minuten gönnen, denn was ist über uns gekommen! Ein Weltkrieg, wie ihn die ausschweifendste Phantasie nicht fürchterlicher erdenken konnte, eine Menschenplage, wie sie Gott noch nie verhängte! Wir werden auch dieser Plage noch Herr werden, sind es ja bisher in herrlicher Weise geworden — dank der Tapferkeit unserer gestählten Jungmannschaft: Treue, Gottvertrauen, Kraft werden uns die alte, schöne Zeit zurückführen, in der wir so viel übrig hatten für das Ersinnen und Ausdenken sonniger Menschheitsbeglückungsträume — aber für jetzt werden wir doch in unseren Mußestunden „Serien vom Ich“ machen und uns dazu von kundigen Männern führen lassen. Und ein solcher ist da: **Paul Keller**, dieser Breslauer Dichter, der in seinen traumschönen, von feinem Humor durchwürzten Erzählungen in Prosa und Poesie sein Haupt schon geraume Zeit aus dem Meere der anderen Dichter hoch hinaus gehoben hat. Es liegen mir 2 Werke von ihm vor zur Besprechung: **Grünlein**. Eine deutsche Kriegsgeschichte von einem Soldaten, einem Gnomen, einem Schuljungen, einem Hunde und einer Großmutter (Bilderschmuck von Walter Bayer. Geb. 1 M. bei Götli. Korn) und „Serien vom Ich“. Roman von Paul Keller, 1.—10. Auflage. 4 geb. 5 M. Korn, Breslau), Bücher, die ich nicht mit den gewöhnlichen Worten eines flüchtig lesenden Richters abpeisen möchte. „Grünlein“ ist Kellers Beitrag für den Krieg, an dem natürlich kein Dichter, selbst kein so zartbesaiteter, oft in die Traumwelt ganz verlorener Dichter, wie Paul Keller es ist, vorbeigehen kann. Der Dichter selbst ist natürlich das Grünlein, das seinen Liebling, einen biederen schlesischen Müller hinaus begleitet in das Morden da draußen.

Da ist goldener Humor, der tief in die Weltgeheimnisse der trotz allem erbarmungsvollen Gottheit schaut, Heimatsehnsucht und Vaterlandsliebe, unerschütterliche Treue und Gotteszuvorsicht, Tapferkeit und Leidensbereitschaft. Dieser gute Geist des deutschen Hauses, diese Verförperung deutscher Innigkeit, dieses Grünlein — möge, wie sein anderes Buch „Serien vom Ich“, uns auch in dieser schweren Zeit über manche beengenden Gedanken hinweghelfen. Denn auch dieser Roman Paul Kellers ist eine Tat, ist so grundverschieden von so vielen Lejeromanen, die nichts als schlechte Bilder eines gewöhnlichen Lebens enthalten, daß wir gern auf alles, wenn auch noch so behagliche Beiwerk, auf manches Abenteuerhafte und im wirklichen Leben nicht Vorkommende, auf viele so treffende und so dröckig ausgestattete Beschreibungen unserer in Sanatorien und Kurorten lebenden Menschen verzichten würden; denn schon der köstliche Gedanke, der auch den wunderlichen Titel geboren hat, ist es wert, als eine Entdeckung im Reiche des Geistes geschätzt zu werden. Da hat ein guter Mensch, der auch ein Seelenarzt ist, den richtigen Gedanken, man müsse und könne einen Erlösungsort für gequälte Menschen, eine Zufluchtsstätte für müde Herzen, eine friedliche Insel im brandenden Ocean schaffen, der Arzt müsse der Lotse sein, der es versteht, halb zersehnte Schiffe nach diesem Hafen zu geleiten. Der Dichter hat längst eingesehen, daß der Aufenthalt, den müde Menschen im Sommer in klimatischen Kurorten, in vielgepriesenen Bädern, in den so sehr gerühmten Sanatorien nehmen, für ihre seelische Besserung, die ja auch eine körperliche ist, keinen Fortschritt zu verzeichnen haben, wenn sie nicht vom Leben wirklich getrennt werden, wenn sie nicht alle Sorgen und Interessen, die sie bisher wie Surien verfolgt und zerfleischt haben, vergessen lernen und in einer selbst gewählten, kleinen körperlichen Arbeit, in dem schlichten Beruf eines Menschen der frühesten Kulturperiode sich gewissermaßen verschanzen gegen die nachdrängenden Gedanken einer oft so naturwidrigen Kultur. Der Dichter baut sich in einer natur schönen Gegend in der Mitte ländlich schlichter Verhältnisse einen Wohnsitz für sich als den Ratgeber und für alle die Tausenden, die monatelang ihren hohen oder angefeindeten Namen nicht mehr tragen, dem knechtenden Ehrgeiz entsagen, den zerrüttenden Leidenschaften und dem alles zurückdrängenden Sport sich nicht mehr unterordnen wollen, die den Briefträger nicht mehr fieberhaft erwarten, die Zeitungen nicht früh genug verschlingen können, die sich nicht über Geld und Verluste ärgern, die nicht nach der Uhr sehen, mit einem Wort, der Dichter Keller zaubert uns ein ideales Klosterleben vor, in dem man seinen Namen ablegt und sich nur noch dem Innenleben zuwendet, ein Klosterleben, wie es einstens Fürsten und Millionären als das einzig noch Beglückende vorschwebte. Nur will er das Klosterleben der Menschheit nicht für immer empfehlen, nur für den zum Ausruhen bestimmten Monat oder für einen längeren Zeitraum, damit der Mensch erst wieder Mensch werde. Aber der Dichter ist nicht, wie ein törichte Lehrmeister, der sich beruhigt, Ruhe und Nichtarbeit zu verordnen. Ist nicht Arbeit, natürlich körperliche Arbeit das beste Heilmittel gegen die im ruhenden Körper erit recht gehelenden Leidenschaften und Eimbildungen? Wahrlich, wenn auch nicht Tausende in einem solchen Lebenssanatorium gesund werden können, weil das prosaische Leben sich bei den meisten mit seinen Anforderungen nicht ausschalten läßt, ich glaube, der Dichter Keller hat recht, wenn er sagt: die Menschen, die Serien vom Ich gemacht haben, werden an diese Serien zurückdenken, wie ein Kind an die freie Spielwiese denkt, wenn es wieder in der Etagenwohnung der Großstadt hinter seinen Aufgabenbüchern sitzt. — Doch was tue ich? Ich löse ein köstlich duftendes Gewinde in seine einzelnen Blumen auf, ich vernichte den Blüten die herrliche Farbe, ich „ladiere“ den Dichterschmetterling, indem ich nur den Leib übrig lasse. Nein, für alle diese schönen Gedanken hat Keller eine Hülle gefunden die auch dem, der bis an den Kern nicht dringen will oder kann, genug Reiz bietet, und über das Alles hat er eine Geruchsamkeit gebreitet, die uns homerisch und Vossisch annutet und uns so wohlthuend berührt in einer Zeit, wo wir ringsum die Menschheit sich in Haß und Lüge vom Menschtum entfernen sehen. Auch unser Riesengebirgsverein ist eine Veranstaltung im Sinne der Frei vom Ich-Poeten. Auch wir wollen Oasen schaffen, in denen die Menschen in der Betrachtung der Natur und ihrer Größe das Kleinliche und Störende auf Stunden vergessen. Auch wir schaffen und werden im nächsten Jahre trotz, ja gerade wegen des furchtbaren Krieges unsere Studenten- und Schülerherbergen wieder aufleben lassen. Auch

unsere jungen Männer sollen, wenn sie vom Kriege zurückkehren — Gott gebe es — oder ausruhen oder wenn sie sich durch Märche auf ihn vorbereiten, Stätten finden, wo sie nicht allzusehr durch menschliche Nöte gestört werden.

R. Mühlhausen, Pfarrer (Leipzig): Die Ritter vom Rucksack. Eine Wanderplauderei. Es gibt, was Reisevorbereitungen betrifft, in der wanderlustigen Menschheit zwei Abnormitäten: die Hasemänner und die Vagabunden. Der Alte in „Hasemanns Töchtern“ ist betanntlich von der überwältigenden, gefahrvollen Größe seiner geplanten Reise so ergrißen, daß er nicht bloß das Kursbuch auswendig lernt, sondern auch seinen wertvollen Korpus hinten und vorn mit Kissenspuffern für den Fall eines Eisenbahnunglücks sichert. Also ausgerüstet sitzt er eine Stunde vor Abgang des Zuges in seinem Abteil, triumphierend über die hastende Menge, die in letzter Minute — grenzenloser Leichtsin! — heranschraubt mit Taschen und Körben und Koffern und wie eine Herde dem Leitierre folgend blindlings in die vorderen Wagen sich drängt. Als er die schadenfrohen Wonnen dieses Triumphes durchkostet hat, lehnt er sich behaglich aus dem Fenster und entdeckt an seinem Wagen die boshafteste aller boshaften Inschriften: „Nicht einsteigen. Dieser Wagen bleibt hier!“ — Sitzen geblieben. . . . Die Vagabunden sind unberührt von jeder vorsorgenden Gewissenhaftigkeit, paden schnell entschlossen am Abend den Rucksack, d. h. wenn man das „paden“ nennen kann. Um Nachthemd und Zahnbürste, diese unentbehrlichen Heiligtümer des Barbarei entwachsenen Menschentums, gruppieren sich in herrlichster Unordnung prosaische Alltagswerte: Der Berliner nennt sie Stullen, der Königl. Sächsischen Bemmen. Und die sich selbst nicht zutrauen, das Maß aller Dinge zu sein, stecken ahnungsvoll in des Rucksacks verschwiegenen Abgrund ein Gläslein Hoffmannstropfen. Alles übrige überlassen sie einem gütigen Schicksal, will sagen: ihren armen Mitmenschen. Der Schalterbeamte des Bahnhofes ist das erste Opfer des Vagabundenentums. Unbekümmert um dessen sich steigende Nervosität und die Ungeduld des nachdrängenden Publikums fragt man nach dem Wohin und Wann und Wie-teuer und dem Umfiegen, dann geht man todsicher nach der verkehrten Richtung von dichtbesetzten Schalter ab, selbstgewiß gegen den Strom arbeitend, fremde Füße mit Füßen tretend in einer Unerfrodenheit, die etwas Kührendes an sich hat. Draußen findet man solche Vagabunden einzeln und in Trupps an jeder Wegegabelung. Mit oder ohne Anklüften der Kopfbedeckung, soweit eine solche vorhanden ist, überfallen sie jeden Wanderer, an dessen sicherem Ausschreiten sie den Kenner des Geländes wittern, und fragen ihn für die nächsten zwei Stunden Wanderns nach Weg und Steg umständlich aus. Karten? Ach Unsinn — die sind für die Vorjichtigen. Und hätte man Karten, man könnte sie doch nicht lesen. Es soll unter diesen Vagabunden einige Exemplare geben, die sich nach viertelstündiger Auskunftserteilung zu einem „Danke schön“ aufschwingen. — Mein Weib und ich gehören sonst zu keiner dieser beiden Abnormitäten, sondern pflegen Planmäßigkeit und Entschlossenheit miteinander zu verbinden. Im vorliegenden Fall aber waren wir tatsächlich Hasemann und Haseweib. Seit Jahren reisen wir schon — der Idee nach — ins Riesengebirge. Meyer und Grieben waren so oft und gründlich durchgearbeitet, daß ich wohl mit verbundenen Augen keinen Pfad, keine Baude verfehlt haben würde. Aber immer blieben wir sitzen, nicht in Hasemanns ominösem Eisenbahnwagen, sondern daheim. Bei günstigem Wetter fehlte die Zeit, und hatte ich Zeit, so fehlte das günstige Wetter. Heuer endlich wurde die Idee zur Wirklichkeit. Über Leipzig lag ein Tag so voll von Licht und Sonne und lachendem Leben, daß es wie ein heiliges Bitten in der Seele klang: „Mensch, du mit den hellen Augen, die Schönheit schauen können, mit dem Herzen das Gottnatur in ihren Wunderseligkeiten fühlen, mit der Kehle, die jubeln und singen kann, wirf hin den Alltag, den du in sorgemüden Händen hältst. Hinaus und hinauf, in die Weite und Höhe, daß du in Freiheit und Freude dich selber wieder gewinnst und dich beneiden lernst in der Gewißheit: auch du bist ein Ton in der ewigen, göttlichen Weltensymphonie, deren braufende Melodien auf den Bergen so viel deutlicher, so unverworren, so freudetrunknen über dich hinstürmen!“ Wir antworteten wortlos: Wir kommen — wir kommen! Mondhelle Juli-Mitternacht, silbergelbes Schweigen über goldenen Ahrenfeldern. Das freche Kunstlicht im Abteil wird abgedämpft, das Plaudern wird mählich müde — nun ist alles feierliches Schweigen geworden. Und durch das Schweigen schreitet der Schlaf und bannt die Lieder und spendet Vergessen. Durch die

Träume ziehen schöne Bilder: reine Berge lichtumfließen — Tannennächte, friedevoll — Quellenrauschen durch die fernern Felseneinsamkeiten . . . Das Erwachen enttäuschte. Der junge Morgen kam grämlich alt herauf, schob schwere Wolken über Görlich hin. Neben uns schert einer über die „Tüde des Objekts“. Der Rhythmus der Räder geht schleppend und feuchend; wir fahren den Bergen zu. Nebel segeln kalt durchs Gelände, immer seltener werden die Durchblicke auf saubere Dörfer und waldige Kuppen; der Tag sinkt rückwärts in die Nacht und nimmt die lichten Träume mit. Einförmige Dämmerung, in der nicht der leiseste Schein den Stand der Sonne verrät. „Waschtüde“ heißt dieser brodelnde Schwaden in der Sprache der Ballonfahrer. Ich schaue in Wehmut meine Kamera an: was willst du hier mit deinem lichtdürftigen Auge? In diesem Dunkel könnte nur Blüchlicht helfen . . . An den Scheiben rieselt es gemächlich herab — das Gespenst der Berge ist da: Regen. Wir hätten mutlos werden können, hätten uns nicht vier blutjunge Dinger im Nebenabteil mit ihrem unverwüstlichen Lachen beschämt, lustige Badfische, die beherzt die Ersparnisse der Kränzchenkasse im Gebirge vertun wollten. Drollig sahen sie aus in ihrer Uniform: lange Wettermäntel und Eichenstöcke, grasgrüne Tirolerhütchen mit himmelanstrebender Saitenfeder. Man fühlte sich bald an Rübexahls Kobolde, bald an hupfende Grasfrösche erinnert. Dora, die einzige Sentimentale, wurde vom Übermut der anderen mitgerissen, und munter stampfte die Vier in den Regen hinaus, als die Fahrt in Schmiedeberg ihr Ende erreichte. Glück auf, ihr frischen Mädels, wir tuen's euch nach! Eine Anwandlung von Schwäche, ein elendes Rückzugsgelüft wird schnell unterdrückt. Der Mut wuchs, als wir im ersten Schmiedeberger Konfektionshaus uns Wettermäntel erstanden hatten — die unserigen hingen daheim im Kleiderschrank! Aufwärts also zur Schneekoppe, vielleicht daß wir droben in der Höhe von 1600 m über dem Regen stehen würden. Vielleicht — wald eine kraftverjüngende Gewalt dies Wort in sich birgt, ist mir am 10. Juli 1914 klar geworden. Wir sahen die Hand vor Augen nicht, geschweige denn etwas vom Gebirge. Der Wind piff kräftig von West herüber, der Regen überzog unsere Mäntel mit weißgrauem Schleier — aber vielleicht! Wenn wir von Leipzig herüberfahren dem Ziel der langjährigen Sehnsucht entgegen, die Hänge im Schweiß des Angesichts nehmen — Hergott, dann kann's doch auf der Koppe unmöglich regnen!

(Schluß folgt.)

Valerius Siedler (Hirschberg): **Die Romantik des Riesengebirges.** Wer aus der Ebene kommt und sich dem Gebirge nähert, der sieht schon von weiter Ferne die in blauen Dunst gefüllte dunfle Masse vor seinen Blicken lagern. Mit zauberlicher Macht zieht es den Wanderer an in den Bereich der Berge zu kommen und die Wunder zu erforschen, die in seinen heimlichen Tiefen und Höhen verborgen sind. Wie gebannt haftet sein Blick an der scheinbar formlosen Masse, die da plötzlich aus der Ebene emporsteigt, immer gigantischer und erhabener werden die Formen, je mehr er sich dem Gebirge nähert, durchdringen möchte er schon von ferne, was sich dort seinen Blicken offenbart, seine Sehnsucht die Berge zu umfassen und in seine Täler einzudringen wächst mit der Abnahme der Entfernung. Bald liegt vor ihm das herrliche Panorama, die formlose Masse verschwindet, ein Berg löst sich von dem andern, im Licht der Sonne scheiden sich die Höhen von den Tiefen und er erkennt, daß das, was in der Ferne vor ihm lag, als toter Körper sich jetzt ihm offenbart als eine Quelle voller Leben, die aus ihrem Schoße, dank der Kräfte, die in ihr walten, immer Neues und Unergründliches hervorzuzaubern vermag. Das Herz des Wanderers, der draußen in dem rastlosen Streben nach äußeren Gütern den Zusammenhang mit der Natur verlor, wird wieder jung bei dem Durchschreiten der im frischen Grün prangenden Fichtenwälder. Andächtig lauscht er auf die Stimmen der Natur, die ihm in dem Säuseln in den hohen Fichtenstämmen, dem Rauschen der Bäche und dem Gesänge einsam nistender Vögel entgegenklingen. Die Märchenwelt vergangener Kindertage wird in ihm wach und die Sagen vom Rübexahl, von den Gnommen und Zwergen werden in seiner Erinnerung lebendig. Seine phantasiebegabte Seele erkennt, daß die Märchen der Kindheit hier ihren Ursprung gefunden haben und daß in den Bergen und Tälern verborgene Kräfte schlummern, die nur der zu erkennen vermag, der mit einem empfänglichen Sinn für die Schönheiten und Reize der Natur begabt ist. Von den Gipfeln der Berge herab grüßen die altersgrauen Mauern ehemaliger Burgen und verfallener Raubschlösser. Ehrfurchtsvoll betritt der Wanderer die in einsamer

Stille liegenden Höfe der alten Ruinen. Vor seinem geistigen Auge treten aus den dunklen Nischen der weiten Hallen die Gestalten der Ritter angetan mit glänzender Rüstung und blinkenden Schildern, auf dem Turnierplatz wird im blutigen Streite um die Palme des Sieges gefochten und oben auf hohem Altane warten schöne Edelfräuleins und die Tochter des Burgherrn auf das Ende des Kampfes und auf den Augenblick, wenn sie den glücklichen Sieger mit dem Lorbeerzweig bekränzen können. „Zwar die Ritter sind verschwunden, nimmer klingen Speer und Schild; doch dem Wandersmann erscheinen in den altmoosten Steinen oft Gestalten zart und mild.“ singt Franz Kugler und die Poesie, die sich zum das altersgraue Gemäuer unserer Burgen schlingt, wird nicht vergehen, so lange noch ein Stein dort oben auf dem andern liegt und so lange noch der Aar den alten Bergfried umkreist. Höher empor steigt der Wanderer auf einsamen Pfaden zur Seite den rauschenden Wald, unter ihm weite Täler und blühende Dörfer; durch Knieholz windet er den Schritt und bald steht er oben auf dem Kamm so nahe am Himmel und unter sich die weite Welt. Am Rande der Schneegruben steht der Wanderer still wie fest gebannt durch den Anblick dieses Wunders der Natur. Über ihm wölbt sich der blaue Himmel, unter ihm gähnt der Abgrund, die schaurige Tiefe der einst in dem ungeheuren Ringen der Natur hervorgezauberten Gründe und drüben wiederum die Wälder und Wiesen, die lachende, blühende Landschaft. Die Natur hat hier Kontraste geschaffen, wo das Erhabene und Gewaltige sich vereinigt mit dem Lieblichen und Schönen zu einem Bilde von romantischem Reize. Aus den Tiefen der Gründe steigen zur Abendstunde die Nebel sanft empor. Aus dem weißen Dunst lösen sich Gestalten jung und schön, angetan mit langen Schleiern und lustigen Gewändern; immer höher schweben sie getragen auf weißem Wolfengebilde bis an den Rand der Schneegruben; schon strecken sie die Arme aus nach dem einsamen Wanderer dort oben und drohen ihn mit sich zu ziehen in die Tiefe, da leuchtet noch zur rechten Zeit ein Strahl der untergehenden Abendsonne hinein in den dichten Nebelschwaden, ein rosiger Schimmer umfließt die Wolfengebilde, bis der Spud zerfließt und der Kamm des Gebirges erglüht im Strahl der untergehenden Sonne. Drüben hinterm Berge liegt der große Teich. Aus der regungslosen Wasserfläche ragen die Felsen schroff empor, lose Steine und wildes Geröll bedecken die Ufer. Alles Leben scheint hier ausgestorben, nur graugrüne Flechten bedecken die Steine und dürftige Gräser suchen sich aus Geröll und den Spalten der Felsen mühsam einen Weg zur Sonne. Auf der den einsamen Ort umgebenden Stimmung haftet der Zauber der Romantik. Die Sagen von dem in der Tiefe ruhenden Seenschloß, von den verzauberten Nymphen und Nixen, die zur Mitternacht aus dem Wasser steigen, haben hier eine bleibende Stätte gefunden. „Du blickst so düster aus den schroffen Tiefen, Als ob ein Zauber auf dir ruht; Mir dünkt, geheime Warnungstimmen riefen: „O hüte Dich vor meiner Fluth!“ Schon Mancher, der zum Bad die matten Glieder getaucht in deinen schwarzen Schoß, Sah nie das Licht, den blauen Himmel wieder, — Du gabst den Armen nicht mehr los! — [Aus Dichtungen von Bernhard Grenzberg. (? Die Schriftleitung.) In das Reich der Romantik gehört es, wenn in dunkler Nacht der Pascher einsam durch die Wälder schreitet oder wenn im Frühjahr, wenn der Schnee von den Bergen niedertaut, die Bäche schwellen und durch die Kraft des Stromes Bäume entwurzelt und Felsen gelodert werden. Ratlos steht da der Mensch, den Blick zum Himmel gerichtet, er möchte den Gewalten der Natur, die sein Hab und Gut zu vernichten drohen, Einhalt gebieten und seine liebgewordene Scholle vor dem Untergang bewahren. Nicht minder, als die mit den Reizen der Poesie umgebenen Stätten der Natur, haben historische Tatsachen dazu beigetragen dem Riesengebirge den Reiz der Romantik zu verschaffen. Bereits aus grauer Vorzeit, als noch heidnische Germanenstämme, die Ureinwohner des Riesengebirges, in dem undurchdringlichen Wäldern hausten, hat die Sage von den mit den Romantischen eng verknüpften Sitten und Gebräuchen ihre Spuren bis in unsere Zeit hinübergeflochten. In dem Urwald, in dem noch Riesenzäune ungeheuren Umfangs ihre Wipfel aus dichtem Laub und Unterholz zum Himmel streckten, suchte der Mensch die von der Natur bevorzugten Stätten auf um dort zu opfern. Merkwürdige Selsgruppen, umgeben von hohen Bäumen weihte er zu heiligen Stätten und noch heut nach 1000jähriger Vergangenheit reden die ausgehöhlten Opfersteine zu uns von einer Zeit, die mit der Geschichte unseres Gebirges eng verknüpft ist. (?) Es kam die

Zeit des Mittelalters und mit ihm die Zeit des finstersten Aberglaubens und des Fanatismus. Das Raubrittertum gedieh zu üppiger Blüte und wenn die Reste der in den Burgruinen noch erhaltenen Staubsäulen reden könnten, sie würden wiederhallen von dem Martyrium der Gefolterten und den Klagen der zum Tode Verurteilten. Aus den tiefen Kellern des Bergfrieds herauf tönt es dem Wanderer wie leises Wimmern der Bequälten und hätten nicht dort die wilden Hedenrosen und immergrüner Efeu das Band der Versöhnung geflochten von dem Dunkel vergangener Zeit hinüber zum blühenden Leben der Gegenwart, er würde sich im Geiste zurückversetzt sehen, in die Zeit des Mittelalters mit seiner Qual und seinen Schreden. Im dreißigjährigen Kriege sehen wir die meisten unserer Burgen als Opfer eines wilden Fanatismus in Schutt und Asche sinken und mancher Ritter, der dem Feind entgegentrat mit blankem Speer und Schild das Erbe seiner Väter zu schützen, liegt dort begraben unter den Trümmern der stolzen Burg. Unauslöschlich verbunden mit der Geschichte Schlesiens und unserm Gebirge ist das Schicksal des edlen Johann Ulrich von Schaffgotsch, das einer gewissen Romantik nicht entbehrt. Er, der seinem Kaiser treu gedient und sein Leben oftmals für ihn in die Schanze schlug, mußte schließlich durch schändlichen Verrat und durch die Mißgunst Anderer untergehen. Das Morgenrot einer neuen Zeit für Schlesien und unser Gebirge brach herein, als der große Friedrich mit fürorgender Hand das Fundament für einen gesegneten Frieden gelegt hatte. Im späteren Verlauf der Zeiten sehen wir, wie sich in unserm Gebirge ein reges Hofleben entfaltete und wie es zugleich für die hohen Herrschaften eine Stätte der Erholung und des regsten geistigen Gedankenaustausches wurde. Die Schösser Sischbach, Buchwald und Erdmannsdorf können sich rühmen in ihren Mauern wiederholt und längere Zeit höchste Mitglieder des Hofes beherbergt zu haben und in ihren verschwiegene Räumen wurden damals die Fäden für manche wichtige historische Begebenheit gesponnen. Im Schlosse Ruhberg wohnte die schöne Elisa von Radziwill, die Jugendliebe Kaiser Wilhelm des Großen. Immer wieder zog es den mit einem hohen Sinn für das Schöne und Ideale begabten Königssohn in die Nähe der schönen Fürstentochter und wenn ihn später die Stürme des Lebens umbrauten, dann dachte er wohl noch oft zurück an den Engel von Ruhberg im fernen Schlesien und an die Träume seiner Jugend.

Neuhäus, Baurat (Friedersdorf b. Lauban): Rubezahl. Die auf Seite 72 der August-Ausgabe des Wanderers im Riesengebirge über die Entstehung des Namens „Rubezahl“ geäußerte Ansicht, wonach Rubezahl nichts weiter bedeute, als Rübenschwanz, hat gewiß viel für sich. Aber es ist wohl nicht zulässig, anzunehmen, daß die Endsilbe „zahl“ aus dem niederdeutschen Worte „dahl“ — nieder, herab(hängend) entstanden und daß dieses mit Schwanz gleichbedeutend sei. Kein Niederdeutscher wird jemals „dahl“ für Schwanz sagen, wie ich als Niederdeutscher nach meinen Erfahrungen bezeugen kann. Wie im „Wanderer“ richtig erwähnt ist, sagt man im Plattdeutschen Steert statt Schwanz. Aber es gibt im Niederdeutschen noch ein anderes viel gebrauchtes Wort für Schwanz, nämlich Zegel, und ich glaube, daß aus diesem Wort die Endsilbe in Rubezahl sich gebildet hat. Jedenfalls steht dem Klange nach Zegel dem Worte Zahl mindestens ebenso nahe, wie dahl, Zegel und Zahl sind beide Substantiva und man hat bei meiner Ansicht nicht nötig, die Endsilbe des Rubezahl aus einem Anverb abzuleiten, dessen Bedeutung keineswegs im allgemeinen für die Schwänze zutrifft.

Sedor Sommer (Striegau): August Friedrich Krause, Der Fluß der Materne Gertrud. Roman. (Kattowitz u. Berlin, Phönix-Verlag, Joh. C. Siwinna. Preis geb. 3 M.) Echt schlesische Gebirgsluft weht uns aus diesem Roman entgegen. Echt schlesische Gebirgsleute mit allen Licht- und Schattenseiten ihres Charakters stellt der kundige Verfasser vor uns hin, teilweise in einer schier unheimlichen Lebenswahrheit. Darin schon liegt Berechtigung genug, das Buch im „Wanderer“ zu besprechen und es den Mitgliedern des R.=G.=V. zu empfehlen. Diese Berechtigung vertieft sich aber noch durch den Umstand, daß der Roman auch eine Fülle packender Landschaftsbilder aufweist, die eng mit der Handlung und deren Stimmungsgelbst verwebt sind. Die Handlung selbst ist aufs höchste spannend und in ihrer Schürzung ein Beweis für die sichere Kompositionskunst des Verfassers. Es ist eine dieser Geschichten von Schuld und Sühne, der eine stärkere Beigabe erhellenden und erheiternenden Humors nicht geschadet hätte.

Die Handlung hält den Leser ständig in ihrem Banne; denn er ahnt wohl von Anbeginn das düstere Geheimnis, das den Angelpunkt ihres Geschehens bildet, aber er kann es nicht ganz durchschauen. Erst der Schluß bringt die völlige Aufklärung und mit einer versöhnenden Lösung ein wohlthätiges Aufatmen für den Leser. Das Buch, das im Gewande der Ullsteinschen 3-Mark-Romane erscheint, verdient in hohem Maße den ausgedehnten Leserkreis, den leider so manches leichte Nachwerk jener Bücherreihe bereits gefunden hat.

Hugo Adam, Geheimer Sanitätsrat (Friedeberg): Der Winter im geschützten Flinsberger Tal. Vortrag gehalten auf der 18. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes 1909 in Bad Flinsberg. „Zu Kath'n (Katharina 25. November) Tut d'r Schnie flatt'n, Zu Andies (Andreas 30. November) Kömmt a gewieß.“ Es ist heute nicht meine Absicht, mit großen Zahlen über höchste, niedrigste, mittlere Temperaturen, über Schnee-, Frost- und Eistage, Besonnung, Windstärke wie =Richtung usw. aufzuwarten. Ich will nur sagen, was ich als langeingewesener Arzt und Gebirgsbewohner über unseren Winter denke. Denn mit Zahlen läßt sich viel beweisen, manchmal aber verhältnismäßig wenig überzeugen. Selber kommen und erproben, selber sehen und urteilen mag zumal für die ärztlichen Berater des Volkswohles die sicherste, hinauszurufende Lösung sein in bezug auf den Wert des Winters im 450—970 m hohen Flinsberger wie in anderen geschützten schlesischen Gebirgstälern. Sir uns hier konnte bis jetzt das Ringen nach dieser Richtung nur ein begrenztes, seichtes sein. Nun aber, da die eisernen Schienengeleise ganz durch unser Tal und bis dicht an den Beginn des schönen, weitaufgebauten Waldes ziehen, das Hierhergelangen also von nah und fern auf Tage und Stunden leicht möglich ist, werden wir überzeugt und energisch rüstig für diese gute Sache im allgemeinen wie im Ortsinteresse wirken, ohne zu ermüden. Der Mühe Lohn wird sicher groß sich gestalten. Wir erstreben ihn aber nicht für uns, sondern für die Welt draußen, die sehen und erfahren mag, welche köstliche Herrlichkeiten die Gottesnatur im Winter zur Freude und zum Heil der Menschheit aufbaut. Der bisherige Bann ist gebrochen, Zittern und Zagen gilt dem klimatischen Werte des Winters gegenüber weithin schon nicht mehr für zeitgerecht, „usancegемäß“, deutlich vernehmbar geht vielmehr durch die Gegenwart das Raufchen des Flügelschlages, welcher dem Winter wie dem Sommer seine rechte Stelle gibt, die Abhärtung als ein des Lebens besseres Teil würdigen läßt. Halten wir einen Augenblick freundliche Erinnerung. Im österreichischen Schlesien war es, wo vor nunmehr 80 Jahren Priesnitz in Jägerndorf die erste Wasserheilanstalt gründete. Sein Verfahren schien damals etwas unbegreiflich Neues, jetzt ist es hochgeachtet, unentbehrlich in jeder Kinder- und Krankenstube, in den Kurorten gerade so wie an den Hochschulen. — Hier in Preußisch-Schlesien verkündete vor 40 Jahren Bremer die Wunderwirkung, das Heil der Höhenluft einer ungläubigen Mitwelt. Jetzt hat sein Ideengang sich siegreich durchgerungen und die Geißel der Menschheit, die Tuberkulose, größtenteils mitbezwungen helfen. — 1847 veröffentlichte in Breslau der Chemieprofessor Duflos eine der ersten Analysen von schlesischem Bademoor. Heute zweifelt niemand mehr an der bedeutenden Bewährung dieses unscheinbaren, verkannten Naturgeschenktes. — In Breslau auch machten vor 30 bis 40 Jahren Ferdinand Cohn und sein großer Schüler Robert Koch die ersten Studien über die kleinsten Lebewesen! Die Gegenwart lebt ruhiger, weil geschützt durch die Ergebnisse ihrer genialen Forschungen. Wir bringen diesen großen Männern Dank zum Ausdruck, wir reifen begeistert und hoffentlich begeistert die Überzeugung hinzu, daß die Anerkennung nicht bloß der bewältigenden Schönheiten, sondern auch der unleugbaren Heilkräfte des Naturwinters hier in geschützten schlesischen Bergtälern wie ein Zauberflang heller Auferstehungsglocken immer lauter erklingen wird für die Schlaf- und Kraftlosen, die Herz- und Lungenschwachen, die seelisch und körperlich Unruhigen, die Blutarmen und die Gallenreichen, für die Männer und Frauen, für die Alten wie die Jungen, die Unbemittelten wie die Glücksgesegneten. Das betone ich ganz besonders laut; denn es besteht die Gefahr der Irrung, daß die Zaubermacht der Wintermonate hauptsächlich nur dem Sport und seinen Jüngern dienstbar erscheine. Wenn Robel, Ski, Schlittschuh, Schneewettläufe und Schneepünge jetzt noch im Vordergrund stehen (der Bobsleigh mag wegbleiben),

so ist das begreiflich und wohl zu begrüßen. Sie sind willkommene Bringer von Luft und Abwechslung für die Teilnehmer wie für die Zuschauer, sie sind unentbehrlich gerade wie musikalische und ähnliche Aufführungen in den Kurorten. Aber von ihnen umtauscht und verschönt sprudelt den Heiquellen gleich die Winterwinne auch für heilbedürftige. Letztere müssen sie nur noch mehr verstehen, sich mit ihr schlicht und recht abfinden lernen. Man braucht nicht selber den blühschnellen Bergschlitten zu lenken, dem oft eigenwilligen Schneeschuh ungewohnt sich anvertrauen, man findet Freud und Labung genug am staubfreien, automobilleeren Walde und in der herrlichen Winterluft, an dem säuselnden Tanze der wirbelnden Schneeflocken, an den märchenhaften Gebilden, welche der Raufrost über Nacht auf Sträuchern und Bäumen hervoraußbert, an den entzündenden Fahrten mit Schellengeltingel durch die Ruhe, den Naturfrieden der Wälder, entlang an eisglühenden Bächen oder vorüber an stehenden Rehen, vorbei an stillen, schneebedeckten Häusern, an lauschigen Dörfchenreihen. Wie sind es von dem Gros nur wenige, die nicht fast täglich, namentlich vormittags, eine oder etliche Stunden bei warmem Sonnenschein auf gebahnten, ebenen oder mäßig steigenden Waldwegen die Süße rühren, oder mindestens an offenen Fenster hehre Lebenslust einschlürfen können, wenn tagsüber Phöbus Apollo wohlthuende Strahlen herabsendet, oder wenn am wolkenlosen Abendhimmel die glänzenden Sterne mit dem Mond um die Wette leuchten. Bei Wahl der Wohnung ist der Morgen- oder Mittagsonnenseite der Vorzug zu geben, auf elektrisches Licht und wo möglich Zentralheizung in Fluren und Zimmern Gewicht zu legen, daneben aber der deutsche Kachelofen für recht wertvoll zu achten. Das Haus liege an Wegen mit Verkehr, biete dadurch Abwechslung, Zerstreung und gangbare Bahn. Zum Erlernen der Winterportarten ist Anleitung und Aufsicht in Sllinsberg zu erlangen. Verlässliche Fahrer, Führer und Gespanne sind genügend vorhanden. Wie verregnete Sommer, so gibt es wohl ab und zu verdorbene und unwirliche Winter. Aber im bewaldeten Bergbezirke sind sie recht selten, zumal wenn man von den vier bis sechs Wochen vor Weihnachten abfährt. Zur Nachtruhe benütze man kein über 12° C gewärmtes Zimmer, denn auf ruhigen gesunden Schlaf kommt es wesentlich an. 9 bis 10 Stunden sollte ihm zur Winterszeit gewidmet werden. Und das ist kein Unding. Denn die Gebirgsluft namentlich des Winters steigert das köstliche Bedürfnis und die selige Ruhe des Schlafes über alles Erwarten. Wer bei 15—20° volle 10—12 Stunden im Schlafzimmer die Lunge und die Haut hielte, und dann hinaus träte bei 20—25° Kälte, macht einen Wärmeunterschied von 40° durch. Diesen durch geringere Zimmerluft zu mindern, muß bestrebt sein, wer mit seinem Körperzustand darauf noch nicht eingerichtet, wer noch nicht abgehärtet ist. Der Begriff Abhärtung deckt sich mit Ringen nach der Widerstandsfähigkeit des Naturmenschen, mit Kämpfen gegen die Neigungen zum Erkranken, mit Siegen über krankhafte Angst vor Erkältung. Letztere ist nach Goldscheider*) eine Abkühlung ohne hinreichende Regulierung. Daher müssen wir die Regulierungsfähigkeit, die vom Gefäßsystem und der Blutverteilung abhängt, üben. Das geschieht weniger durch sehr kalte Wasseranwendung als durch Gewöhnung der Körperoberfläche an Luft, durch Pflege der so leicht Erkältung vermittelnden Süße, durch rationelle Kleidung, Muskelaktivität, richtige Temperatur der Aufenthaltsräume. Es ist nicht zuviel gesagt, daß man sich mehr durch zu große Wärme als durch zu große Kälte erkältet. Abhärtung gegen die Neigung zu Erkältungen soll die Lösung für Jugenderziehung sowie für alle Erholungs- und Kurorte des Spätsommers, Herbstes und Winters sein. Daher paßt wohl hierher folgende Schlußbemerkung:**) Mit aufrichtiger Bewunderung hat man allezeit zu den Menschen und Völkern aufgeschaut, die einen besonderen Grad von Abhärtung zu erreichen vermochten. „Wie kommt es doch“, rief einst ein Athener einem scythischen Philosophen zu, „daß du so nackt in kalter, rauher Witterung umhergehen kannst?“ „Und wie kannst denn du“, erwiderte der Scythe, „so in Frost und Schnee umhergehen, ohne das Gesicht zu bedecken?“ „Ja, das Gesicht“, versetzte der Athener

*) „Blätter für Volksgesundheitspflege“, 1908, Heft 2.

***) Aus: „Zeitgemäße Ratschläge“ von Dr. med. Baumgarten in Wörishofen, 1908.

lachend, „das habe ich daran gewöhnt.“ „Nun so wisse, sagte der Scythe, daß ich ganz Gesicht bin.“ Und Schillers Mahnung bleibt herrlich wahr: „Daß der Mensch zum Menschen werde, stift er einen ew'gen Bund; Gläubig mit der frommen Erde, Seinem mütterlichen Grund.“

Don der Ortsgruppe Stettin. Aus dem sehr lesenswerten Bericht über die Tätigkeit dieser Ortsgruppe entnehmen wir, daß folgende Herren Vorträge gehalten haben: Rektor Hollmann (Berlin) über Moderne Industrie und Technik im Lichte der Poesie; Rektor Gutzeit: Eine Ferienfahrt nach Bornholm und die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten der Insel; Rektor Gutzeit ferner: Über die Entwicklung der Rubezahlfrage auf Grund neuerer Forschungen (ein Vortrag, von dem auch wir gern mehr hörten. D. Schriftleitung); Herr Broege: Der diesjährige Hauptvereinstag zu Bolkenhain. — Auch wurden vor dem Krieg noch ein gut besuchtes Trachtenfest und Ausflüge in die Buchheide, nach Messenthin und Ziegenort veranstaltet. Für das Rote Kreuz bewilligte man 100 M., für 2000 den Kriegern gewidmete Liederbücher 60 M.

Kämmerer Weikert (Herrnstadt). Auf eine vierzigjährige Amtstätigkeit im Dienste der Stadt Herrnstadt konnte am 1. November das langjährige Vorstandsmitglied der Ortsgruppe Herrnstadt des R.-G.-D., Kämmerer und Stadt-Sparkassen-Rendant Gustav Weikert von hier zurückblicken. Vom 1. November 1875 bis 31. März 1881 war derselbe im hiesigen Kommunaldienste als Privatangestellter des damaligen Bürgermeisters Göbel tätig und seit dem 1. April 1881 befindet er sich in seiner gegenwärtigen Stellung.

Frau v. Haugwitz auf Beerberg †. Im Alter von 74 Jahren ist in Schloß Beerberg Frau Marie Auguste v. Haugwitz gestorben. Die Erbschaft des Queistales auf der rechten Queisseite von hier bis zur Queistalsperre ist ihr als Beisitzerin dieses herrlichen Geländes zu verdanken. Dem Riesengebirgsverein gestattete sie jederzeit die Anlage von Wegen und die Aufstellung von Bänken an besonders schönen Aussichtspunkten. Sie erbaute auch das so schön gelegene Gast- und Logierhaus an der Sperrmauer der Talsperre und gab dem R.-G.-D. die Erlaubnis, hier eine Studenten- und Schülerherberge einzurichten. Ihre Beisitzung erfolgte in der Familiengruft auf Burg Lehnhaus bei Lahn.

Frau Uhlmann geb. v. Erichsen †. Eine der ältesten Frauen Schlesiens, die verw. Frau Kreisgerichtsrat Marie Uhlmann, geb. von Erichsen-Trolle, die Großmutter des Schriftstellers Leo Erichsen ist in Breslau im hohen Alter von 95 Jahren gestorben. Die Verstorbene, eine Tochter des Generalleutnants von Erichsen-Trolle, der vor Belle-Alliance den Orden Pour le merite erwarb, hatte in ihrer Jugendzeit ganz besondere Beziehungen zu unserem Gebirge. Eine Zeitlang lebte die Familie von Erichsen in Schmiedeberg, wo die Verstorbene als erste Braut vor dem von ihr der evang. Kirche geschenkten (selbst gemalten) Altarbild getraut wurde. Später gehörte das Grundstück neben der Weinhöldischen Gärtnerei in Hirschberg Erzellenz von Erichsen, der, gleich seiner Tochter, eine ganz besondere Liebe zu den heimischen Bergen an den Tag legte; er galt für die damalige Zeit als einer der besten Kenner des Riesengebirges und hat die Koppe wohl über 40 mal bestiegen. Frau Uhlmann wurde nach Gründung des R.-G.-D. mit dessen erstes Mitglied (sie gehörte der Ortsgruppe Schmiedeberg bis zu ihrem Tode an) und war auch im „Wanderer“ wiederholt durch längere Beiträge vertreten. Besonders fand ihre Novelle: „Am Korallenstein“ großen Beifall. Anlässlich ihres 90. Geburtstages gingen der Verstorbene u. a. auch Glückwünsche aus dem Zivilkabinett des Kaisers zu.

Anträge auf Nachlieferung von früheren Wanderer-Nummern sind unter Angabe der laufenden Nummern an Herrn Postmeister a. D. Beck in Hirschberg zu richten. Ortsgruppen, welche mit der Zahl der ihnen gelieferten Wanderer nicht auskommen, wollen dies umgehend dem stellvertretenden Schatzmeister Herrn Rat Jelschek in Hirschberg mitteilen. Fehlende Wanderer, des laufenden Jahrganges sind von der Ortsgruppe zu verlangen, welcher das Mitglied angehört.

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg.